

Aus Häuslebauern Bürger machen

Das Sanierungsprogramm „Favela Bairro“ gemeindet schon 115 wilde Siedlungen am Zuckerhut ein.

Lorenz Winter



Nicht Armut heißt das Hauptproblem der berüchtigten „favelas“ von Rio, sondern soziale Integration. Strebsames Kleinbürgertum und organisiertes Verbrechen hausen dort zwangsweise beisammen – eine politische Herausforderung gleichermaßen für Stadtplaner wie für Bürgerrechtler aber auch den Bürgermeister von Rio.

Zuerst reiste eine Gruppe von Berufskollegen der Bauhaus-Stiftung aus Deutschland an, um sich in einigen der großen Armutssiedlungen am Zuckerhut über die Erfolge des Urbanisierungsprogramms „Favela Bairro“ zu informieren und um Rat zu spenden.

Dann unterschrieb das Stadtoberhaupt in New Orleans den Vertrag mit der Interamerikanischen Entwicklungsbank (IBD) zur Finanzierung der zweiten Phase des Projekts im Wert von 300 Millionen Dollar. Daneben unterstützt jetzt auch die Europäische Union „Favela Bairro“ geringfügig mit einem verlorenen Zuschuss. Ein paar Monate später endlich bildete das Programm eines der Schaustücke des brasilianischen EXPO-Pavillons in Hannover und errang damit einen Schuss Weltruhm.

Seit Condes Amtsvorgänger Cesar Maia das Vorhaben 1995 startete, heimste es ohnehin schon jede Menge Lob ein. Vor zwei Jahren beispielsweise inspizierte die IDB-Vizepräsidentin Nancy Birdsall einige seiner Schauplätze, nachdem ihr Haus sich die erste Phase ebenfalls 300 Millionen Dollar kosten ließ. Damals befand die Bankerin, „Favela Bairro“ könne als Entwicklungsmodell für ganz Lateinamerika dienen.

Auch heute verteidigt die Bank das Vorhaben weiterhin energisch gegen Kritik etwa aus den Reihen von Mitarbeitern der konkurrierenden Welt-

bank. Denn immerhin hatte ihr Präsident Enrique Iglesias „Favela Bairro“ einmal den Star unter allen vergleichbaren Initiativen des Kreditinstituts genannt. Derzeit erreicht das Programm etwa 115 Bezirke Rios mit zusammen 150 000 Einwohnern. Und laut Conde sollen bis Ende 2000 rund 40 Prozent der Favela-Bewohner von seinen Maßnahmen profitieren.

Manche Weltbank-Experten finden jedoch, es kuriere die sog. Elendsiedlungen lediglich durch „kosmetische Eingriffe und kalkuliere das Verhältnis von Kosten und Nutzen so knapp, dass es nur einer privilegierten Minderzahl von Favela-Bewohnern zugeute komme. Diese Behauptung wiederum weist Sergio Magalhães, für Wohnungsbau zuständiger Stadtrat von Rio, entrüftet als absurd zurück. Für ihn darf sich „Favela Bairro“ vielmehr rühmen, das „umfassendste Projekt ganz Brasiliens zur Bekämpfung der Armut“ zu schaffen. Und an die Adresse der Weltbank gerichtet, fordert der Beamte: „Wenn der unser Aufwand nicht reicht, soll sie halt auch Mittel für den gewünschten Zweck bereitstellen.“

Aber weder die Kritik der Weltbank noch das Plädoyer des Stadtrats treffen den Kern von „Favela Bairro“ richtig. Denn das Projekt zielt in der Tat nicht auf Einkommenseffekte ab wie klassische Entwicklungsprogramme der 60er und 70er Jahre. Und zum Teil wäre eine solche Politik in Rio auch verfehlt, weil zwei Drittel der ärmeren Stadtbevölkerung eben gar nicht in den Favelas wohnen, sondern in „normalen“, aber entlegenen Außenbezirken.

In den angeblichen Elendssiedlungen herrscht dagegen heute oft schon bescheidener Wohlstand, und darum geht es dort vorrangig auch nicht um traditionelle „Umverteilung“. Beispielsweise liegt in der Rocinha-Siedlung, die mit 720.000 Quadratmetern und schätz-

ungsweise 150 000 Einwohner stets als eine der größten Favelas Lateinamerikas galt, das monatliche Durchschnittseinkommen pro Kopf zwar immer noch erst bei umgerechnet etwa 350 Mark. Aber in fast allen Haushalten verdienen eben mehrere Personen mit. Deshalb sind in dem Bezirk nach Angaben des Bürgervereins schon 90 Prozent der Haushalte mit Kühlschrank und Farbfernseher (inklusive Kabelanschluss) ausgerüstet. Fast unglaubliche 70 Prozent der Haushalte sind in der Rocinha sogar Kreditkarteninhaber, und auf jedem zweite oder dritten Dach prangt heute eine Parabolantenne für Satellitenempfang.

Touristen können die Siedlung am Rande des Stadtteils São Conrado heute unbesorgt sowohl auf eigene Faust als auch in Begleitung spezialisierter Fremdenführer besuchen, denn Schießereien zwischen verfeindeten Drogenbanden sind in dieser Mega-Favela eher selten. Reichlich erstaunt entdecken sie bei Abstechern in das Viertel zwischen halbfertigen Holz- und Ziegelbauten plötzlich Einfamilienhäuser mit eigenem Swimming Pool oder zwei- und dreistöckige Wohnanlagen mit Aufzug und Klimaanlage. Hinter den geöffneten Fenstern übertönt oft das Piepsern und Surren von Handys und Computerdruckern die Sambamusik aus dem Radio, denn in der Rocinha haust heute ein insgesamt erfolgreicher Mittelstand.

Statt des Begriffs Elendsiedlungen träfe auf die Favelas von Rio deshalb richtiger die Bezeichnung Schwarzbauten zu. Ihre Eigner zogen sie meist ohne architektonische und handwerkliche Kenntnis hoch – oft übrigens in Gegenden, die potenziell das Zeug zu Nobelvierteln haben. Denn von den Hügelkuppen der Rocinha etwa eröffnet sich Neugierigen ein atemberaubender Rundblick aufs Meer und den Nationalpark Floresta da Tijuca. Und wer es schafft, die steilen Gässchen der Favela Dona Marta zu erklimmen, steht am Schluss auf einer Aussichtsplattform zwischen dem Corcovado mit der Christus-Figur auf der einen und der Zuckerhut-Seilbahn auf der anderen Seite. An den Flanken von etwa 70 der insgesamt 180 „morros“ (Hügel) des Großraums Rio ziehen sich heute eine oder mehrere Favelas hoch.

Die cariocas (Einwohner von Rio) verfolgen das schier unbezähmbare Wachs-

tum der Siedlungen am grünen Hang ängstlich und vor allem auch missgünstig. Insgesamt dürfte es im Stadtgebiet heute etwa 600 solcher Bezirke mit schätzungsweise zwei Millionen Einwohner geben. Das wäre etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung, und Statistiker glauben herausgefunden zu haben, dass die Favela-Bevölkerung inzwischen fünfzigmal rascher zunimmt als die „normale“.

Etwa drei Fünftel der „favelados“ sind aus anderen Bundesstaaten zugezogen, vor allem aus dem immer wieder von Dürreperioden geplagten Nordosten Brasiliens. Ein hoher Prozentsatz der Bewohner stammt aber aus der Stadt selber, aus dem Umland oder doch aus benachbarten Bundesstaaten. Die innerstädtischen Neusiedler zogen auf den „morro“, weil sie entweder im früheren Wohnviertel die Mieter nicht mehr aufbrachten oder weil sie von den zentrumsnahe Favelas billiger an ihren Arbeitsplatz kommen als aus weit entfernten Vororten. Nur am Rande sei vermerkt, dass die politische Dimension des Favela-Problems den Verantwortlichen natürlich nicht entging: Kandidatenauftritte bei den Wählern der „morros“ gehören deshalb seit langem zum Ritual der Gemeindevahljahre.

Weil die Schwarzbau-Komplexe illegal (d.h. ohne gültigen Grundbucheintrag) die schönsten Aussichtspunkte von Rio besetzt halten und deren ehemals intakte Umwelt nach und nach zerstören, wurde immer wieder der Ruf laut, sie einfach „auszuradiieren“. Tatsächlich erinnert sich aber nur eine Handvoll älterer „cariocas“ noch an Versuche, die Schwarzbauten durch Bulldozer niederreißen zu lassen und ihre Bewohner auf Gemeindegeländen in regulären Quartieren unterzubringen.

Heute ist diese Lösung des Problems sowohl wegen seiner jetzigen physischen Dimension undenkbar als auch aus finanziellen Gründen: Nach amtlichen Berechnungen kommen Sanierung und Integration der Favelas die Stadt nämlich billiger als zwangsweiser Massenexodus. Für ein bis zwei Milliarden Dollar (also etwa das Zwei- bis Dreifache vom bisherigen Aufwand der IDB) könnten sämtliche Schwarzbau-Siedlungen in halbwegs normale Stadtteile verwandelt werden – und eben das ist Ziel des jetzt laufenden Programms.

Dabei ist die Idee von „Favela Bairro“ als solche keineswegs neu: Schon Ende der 60er Jahre wurden erstmals zwei wilde Siedlungen eingemeindet und urbanisiert. Dann folgten verschiedene Projekte, die den Hauptakzent teils auf die Entsorgung, teils auf den Umweltschutz, teils auf die Gründung von Kindertagesstätten und

ähnlichen sozialen Einrichtungen legten. Trotz ihres Schnecken tempos blieben diese Initiativen keineswegs ergebnislos: Die zuständigen Behörden sammelten so allmählich einen Erfahrungsschatz, ohne den sie sich kaum an ein umfassendes Sanierungsprogramm wie „Favela Bairro“ wagen dürften.

Denn einfach ist dieses Unterfangen nicht. Stadtplaner und Architekten stoßen beim Eintritt in eine Favela auf ein unbeschreibliches Chaos von fehlenden oder irreführenden Haus-Nummern, von Straßen, die schon auf hundert Meter Länge dreimal den Namen wechseln, sowie auf ein Dickicht von oberirdischen Strom- und Telefonleitungen, die meist unbefugt das Netz anzapfen. Vielfach kreuzen stinkende Abwasserrinnen den Weg und bei Regen wälzt sich eine Lawine aus Schlamm, Müll und entwurzelten Bäumen zu Tal.

Da die wilden Siedlungen ohne Bebauungsplan und Erschließungsaufwand entstanden, sei der von ihren Bewohner besonders oft angeprangerte Mangel an Entsorgungseinrichtungen nachträglich kaum zu beheben, heißt es zu dem Problem im Rathaus von Rio. Zumal sich Lastwagen und Baumaschinen in der Favela oft nicht bewegen können, weil viele Gässchen dort nur eben 60 bis 130 Zentimeter breit sind.

Und doch packt „Favela Bairro“ nach der Sanierung einiger kleiner Bezirke jetzt auch komplizierte Siedlungsgebiete an. Sogar die Mega-Favela Rocinha offiziell schon seit 1993 Unterbezirk ihres Stadtteils, bekommt dabei jetzt erstmals einen verbindlichen Bebauungsplan; außerdem sollen dort künftig verkehrs- und umweltgefährdende Bauten beseitigt bzw. verhindert werden.

Würde Rio ferner im Zuge eines Bebauungsplans auch Grundbucheinträge für alle existierenden Immobilien der Rocinha erteilen profitierte die Siedlung davon noch in ganz anderer Weise. Bisher ist nämlich ein legaler Verkauf von Grundstücken und Gebäuden meist unmöglich, obwohl zum Beispiel eine Dreizimmer-Wohnung in der Siedlung etwa 55.000 Mark kostet und die Monatsmiete dafür bei rund 600 Mark liegt. Würde dieses schlummernde Kapital zum Leben erweckt, könnte die Elendsiedlung bald anders aussehen.

Erhegeizig sind auch die Pläne von „Favela Bairro“ für den Morro Dona Marta im Stadtteil Botafogo. Diese Favela entstand seit den 40er Jahren und wurde für kurze Zeit sogar international berühmt, als Michael Jackson dort mit „Genehmigung“ der lokalen Drogenbosse einen Videoclip drehte. Anfang 2000 wurde ein Architekten-Wettbewerb für Dona Marta ausgeschrieben. Dabei siegte ein Konzept, das nicht

nur regelmäßige Müllabfuhr garantiert, sondern auch Anschluss ans Strom-, Wasser-, und Abwassernetz, den Bau von Gemeinschaftseinrichtungen für Sport und Freizeit sowie die Neugestaltung von Ladenzeilen.

Eine Zahnradbahn soll den Bewohnern künftig den Weg hangaufwärts erleichtern, und von jedem ihrer Haltepunkte führen künftig Hauptstrassen quer durch die Favela damit städtische Fahrzeuge ungehindert verkehren können. Das erosionsgefährdete Gelände der Siedlung würde terrassiert und neu bepflanzt.

Überraschend meldete dann auch noch die Regierung des Bundesstaates Rio ein Wohnungsbauprogramm für Dona Marta an. Es sieht für etwa 45 Millionen Mark den Ersatz der windschiefen Buden und Häuschen durch mehrstöckige Apartmenthäuser mit 1400 Wohnungen zu je 45 Quadratmetern vor. Ob das vom Staat, der Bundessparkasse (CEF) und der IDB gemeinsam zu finanzierende Projekt vom Papier kommt, steht derzeit zwar noch dahin. Aber nach Schätzungen der Entwicklungsbank wäre es fünfmal billiger als die Umsiedlung der Bevölkerung in andere Stadtteile und würde zudem demonstrieren, dass sogar die „Ausradierung“ einer der übelsten Favelas von Rio heute nicht mehr der Weisheit letzter Schluss sein muss.

Ähnlich wie für Dona Marta sehen die Sanierungsziele von Bürgermeister Conde für den Bezirk Jacarezinho im Norden der Stadt aus. Er stellt mit 350.000 Quadratmetern und 54.000 Einwohnern die zweitgrößte Schwarzbau-Siedlung dar und zählt zu den Hochburgen des bewaffneten Drogenhandels. Genau wie in Dona Marta kommt es auch bei Jacarezinho vor allem darauf an, die Zustimmung der Bewohner zur Sanierung zu gewinnen. Denn die Flüsterpropaganda der Drogengangster versucht, „Favela Bairro“ aus Furcht vor Marktanteilsverlusten stets als Versuch erzwungener Umsiedlung zu diskreditieren.

Deshalb ist für Offizielle und Journalisten der Zugang zu solchen Sanierungsgebieten bis heute oft gefährlich, wenn nicht unmöglich: Bewaffnete Wachposten hindern sie am Eintritt und schrecken notfalls auch nicht vor Feuergefechten mit der Gendarmerie zurück. Noch mehr gilt diese Feststellung für Zentren der organisierten Verbrechen wie Morro do Bordo und Morro da Formiga im Stadtteil Tijuca oder den gigantischen Complexo do Alemão am Rande der Hafengebucht von Rio. Ehe „Favela Bairro“ auch diese städtebauliche Wildnis zivilisiert, wird es sicher noch Jahre brauchen. ■